

Prof. Dr. Andreas Wollbold, München

Auswege aus der Krise von Pastoral und Verkündigung

Der Holzbauerpreis 2011 und das Lob der Welt

Eine nicht untypische Szene von einer Tagung in einer katholischen Akademie: Um 18 Uhr ist eine gesungene Vesper in der Hauskapelle angesetzt. Es ist allerdings nicht leicht, die Kapelle überhaupt zu finden, denn im Gewirr der Wegweiser geht «Kapelle» beinahe unter. Schließlich betritt man durch eine unscheinbare Tür mit kaltem Stahlgriff den heiligen Raum. Im ersten Moment meint man allerdings, sich in der Tür geirrt zu haben, denn Fenster und Tageslicht gibt es keine, und ein schummeriges Dunkel und stickige Luft lassen eher an einen Lagerraum der Küche denken.

Sobald sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, nehmen sie ein eigenartiges Holzgerippe wahr, welches das Innere in der Form eines Iglu überspannt. Der Altar vorne ist aus dunklem Metall zusammengeschweißt und erinnert mit seinen massiven Vertikalplatten an einen Freiluftgrill. Davor brennt eine wuchtige Kerze. Sie rußt etwas und ihr bemühtes Bunt, vielleicht aus einem Kurs «Kreatives Gestalten für den Gottesdienst», wirkt in der ansonsten minimalistischen Farblosigkeit an diesem Ort wie die «Bunte» auf einem Bahnhofsgleis.

Um den Altar herum stehen Hocker im Kreis, ohne Lehne oder Kniebank; ihr hartes Holz verursacht schon beim Hinschauen blaue Flecken. Kleinste Punktstrahler

von der Decke erhellen den Kreis, aber leider scheint der eigene Hocker etwas aus diesem Lichtkranz gerückt zu sein, denn es will und will nicht gelingen, das «Gotteslob» so zu halten, dass man daraus singen und lesen kann. Die Sakristei schließlich ist so klein, dass man selbst bei nur zwei Anwesenden die Luft anhalten muss. An der Wand hängen weder Kruzifix noch «nomen episcopi», wohl aber die gerahmte Urkunde des «Deutschen Holzbauerepreises 2011» für die Kapelle. Wenigstens am Lob der Welt fehlte es also offenkundig nicht...

Ich brauche an diesem Ort nicht die Missstände ausbreiten, die bis heute das kirchliche Leben erschweren und behindern und das Zeugnis für Christus im katholischen Glaubenssinn entstellen. «Mein Name ist Legion», so müssten sich die Beispiele dafür selbst bezeichnen. Die katholische Kirche steht in einer beispiellosen Identitätskrise. Eine Person oder Institution benötigt bestimmte Identitätskerne, unumstößliche Gewissheiten, mit deren Hilfe sie eine Umbruchskrise bewältigen kann. In der Kirche aber ist alles Wesentliche fraglich und umstritten geworden: das Glaubensbekenntnis, die Zehn Gebote, die Liturgie und das Papstamt.

Ebensowenig brauche ich hier die Auswirkungen der Krise auf Pastoral und Verkündigung zu schildern. Es geschieht Unzähliges, aber das Ziel aller Pastoral ist weithin aus dem Blick geraten: dass möglichst viele Menschen in den Himmel kommen. Wer aber nicht mehr weiß, wohin er will, wird unweigerlich irgendwann in einem Sumpf versinken. Ich fürchte, die letzten 50 Jahre haben mit fröhlicher Unbekümmertheit die Marschrichtung geändert und heute haben wir nicht ein Mehr an Zielsicherheit gewonnen, wohl aber die Fröhlichkeit mit Katzenjammer eingetauscht. Ich kenne kaum einen in der Seelsorge Stehenden, der nüchtern und ehrlich angeben

könnte, an welchem Punkt er in den letzten zehn Jahren einen wirklichen Ausweg aus der Krise erlebt hätte. Auch die schon geradezu inflationären Belobigungen derer, die den langen Marsch nicht ganz aufgegeben haben, helfen da wenig weiter.

Was ist zu tun?

Was also ist zu tun? Wie können wir Auswege zumindest denken, um sie dann auch zu beschreiten? Eines zumindest ist klar, das bloße Lamento genügt nicht. Natürlich ist Kritik wichtig und es gehört trotz mancher Auswüchse zu den positiven Entwicklungen der Internet-Ära, dass eine öffentliche Meinung zu kirchlichen Geschehnissen geschaffen wurde, die weitgehend unabhängig von der veröffentlichten Meinung große und weit verstreute Interessierte zu erreichen versteht. Freilich, es gibt auch die Lust am Negativen, und sie ist bei denen, die sich dem Katholischen besonders verpflichtet fühlen, manchmal geradezu exzessiv verbreitet. Manchmal, so muss man den Eindruck haben, kommt sie der Angstlust beim Anschauen eines Horrorfilmes gleich. Auf jeden Fall hat die bloße Lust am Negativen eines mit denen gemein, die sie kritisiert: Sie liebt den einfachen Weg. Denn mit dem Finger auf etwas zu zeigen ist allemal einfacher als selbst Hand anzulegen und zu zeigen, wie man es richtig macht. Das ist wie der Lehrer, dessen Finger vom Rotstift seiner Korrekturen schon ganz rot gefärbt ist, der seinen Schülern aber nie selber einmal zeigt, wie es geht: Er singt nicht vor, er löst keinen schwierigen Dreisatz, er hat nur Recht. Schrecklich Recht – und alle sind am Ende froh, wenn sie seinen Unterricht hinter sich haben.

Was also sollen wir tun? Wie lässt sich der Ausweg aus der Krise finden? Das ist die Frage und sie gehört zu den

schwierigsten unserer Zeit. Kein Wunder, dass es einige Antworten gibt, die selber wieder mehr Fragen aufwerfen als sie beantworten:

- «Man muss *den Glauben nur wieder unverkürzt vortragen*, gute Katechismen unter das Volk bringen und Katechese wirklich Katechese sein lassen, dann werden die Leute auch wieder glauben.» Ein guter, ein sehr guter Satz – bis auf die Prognose am Schluss. Es gehört tatsächlich zu den Lasten unserer Zeit, dass die Ohren taub geworden sind. Und wenn der Glaube vom Hören kommt, dann dringt eben leider fast nichts mehr an das Ohr der Menschen, auch wenn ein eifriger Verkünder noch so klar die kirchliche Lehre vertritt. Die Ursache dafür ist das Autoritätsproblem in der Kirche. Es hat sich in den letzten Jahrzehnten noch eher verschärft. Während die 68er-Generation noch bis spät in die Nacht hinein diskutieren wollte und damit kirchliche Lehren zumindest als Gegner ernst nahm, erscheint die Stimme der Kirche heute nur wie ein Zwischenruf, über den die öffentliche Meinung sowieso schon längst das Urteil gefällt hat: «Passt nicht in unsere Zeit!» Und das Autoritätsproblem verdoppelt sich noch einmal im Umgang mit der Person des Priesters. Man mag ihn ja persönlich sogar einmal wunderbar und überzeugend finden, selbst einen Heiligen in ihm sehen, aber aus seinen Worten schneidet man sich doch nur das heraus, was einem passt – und das ist oft weniger als das Tüpfelchen auf dem i.

- «Die *neuen Bewegungen* sind die Zukunft der Kirche.» Mag sein, aber dafür müssen sie sich auch ins Joch der gewöhnlichen Seelsorge spannen lassen. Bei nicht wenigen *movimenti*, Gruppierungen und Vereinigungen hat man nicht selten den Eindruck, dass sie – trotz manchmal deutlich katholischem Etikett – eigentlich nichts anderes sind als die Fortsetzung von «Wir sind Kirche» mit anderen

Mitteln. D.h. ihr pastorales Konzept ist sehr einfach: «Alle sollen werden wie wir. Alle sollen sich unserer Bewegung anschließen, dann kommt der Frühling der Kirche.» Die frommen Worte beiseite, läuft es schlicht auf das Prinzip heraus: Pastoral ist Förderung der eigenen Gruppe. Aber kann das denn ein Rezept sein? Die Orden sind im Lauf der Geschichte entstanden, um Antworten auf die Nöte der Kirche zu finden, nicht um sich in der Kirche Nester und Höhlen für sich selbst zu bauen, wie die Vögel und Füchse dies tun. Der Selbsterhalt war kein Ordensziel, sondern ergab sich aus der reichen Frucht, die er brachte. In den Konstitutionen der Gesellschaft Jesu wird z.B. der Eintritt ganz besonders schwer gemacht, wenn jemand durch einen Jesuiten dazu bewegt wurde.

- «Die Krise der Kirche ist die *Krise der Bischöfe*. Wenn die Bischöfe nur endlich mutig wieder ganz katholisch sein wollten, käme die Wende.»

Wer wollte den Wahrheitsgehalt dieser Meinung bestreiten? Und doch, ist es die ganze Wahrheit? Zunächst ganz einfach: Manchmal schwingt unausgesprochen ein persönlicher Nachsatz mit: «Und eigentlich wäre ich, eigentlich wären wir doch gerade die rechten Bischöfe.» Da reduziert sich die Wahrheit auf den schlichten Wunsch, doch einmal selbst am Ruder zu sein und nicht ständig in die Kojen verbannt zu sein. Etwas grundsätzlicher, aber nicht sehr vielversprechend ist die Haltung, die man mit dem etwas modischen Wort «neokonservativ» bezeichnen könnte. Ihr geht es in der Kirche vor allem ums Recht haben. Das ist insofern neokonservativ, als vor allem unter intellektuellen Katholiken seit den 20er-Jahren Katholizismus vor allem als Weltanschauung, als geistige Idee interessant wurde. Diese Idee verbürgt die Wahrheit, verleiht Überlegenheit und gibt somit Anspruch auf die Lenkung der Geschicke.

Aber kann man die Krise der Verkündigung mit bloßem Rechthaben lösen? Das ist es, was alle drei Antworten verbindet: «Bei uns ist der richtige Weg und die anderen müssen sich uns nur anpassen.» Wirklich konservativ ist das nicht. Denn wer nur ein wenig die Tradition kennt, der weiß, dass unerbittlich vor allem pastoralen Tun die *cognitio sui*, die Selbsterforschung steht, die Arbeit an sich selbst, das Streben nach Vollkommenheit, die Demut und Zerknirschung darüber, trotz aller großen Worte doch höchstens in einer Tat groß zu sein: ein großer Sünder zu sein. Konkret:

- Wie eifrig ist wirklich das eigene *Gebetsleben*? Gewiss mag die Treue zum Brevier dazu gehören, aber wie tätig ist das Bemühen darum, das «psallite sapienter» (Ps 46,8) im verstehenden Mitvollzug und im Kampf gegen Zerstreuungen auch wirklich zu üben?

- Wie sieht die eigene *Beichtpraxis* aus? Gewiss mag man regelmäßig beichten, wie man es ja auch immer wieder predigt. Aber auch die Andachtsbeichte braucht die Reue in wenigstens einem Punkt. Erwecken wir sie?

- Wie stark sind wir Kinder unserer Zeit ausgerechnet in dem, was unsere Zeit zu einer regelrechten Unkultur hat werden lassen, dem *Konsumismus*? Wieviel Askese und Verzicht kennen wir beim Essen und Trinken, bei Film und Internet, beim Bemühen um Reinheit der Sprache und Keuschheit der Sinne? Wieviel Bequemlichkeit erlauben wir uns, wieviel Weg des geringsten Widerstandes, wie sehr lassen wir uns leiten von Lob und Anerkennung durch andere? Ein Bekannter sagte: «Wenn bei Priester-versammlungen ein Bischof dabei ist, sind die Priester auf einmal wie verwandelt und sie vertreten Auffassungen, die man vorher nie von ihnen gehört hat.»

- Vor allem der *Glaube*: Natürlich meint man, der Titel «defensor fidei» für König Heinrich VIII. von England

würde doch auch einem selbst gebühren. Glaube, Reinheit und Vollständigkeit des Glaubens, Verteidigung gegen seine Verkürzung und Verfälschung, das ist ein Herzensanliegen, für das man schon so manche Redeschlacht geschlagen hat. Gut, aber Heinrich VIII. ist auch ein warnendes Beispiel: Wenige Jahre später fiel er von Rom ab und riss alle Diözesen Englands mit sich. Der Grund war recht schlicht: Er wollte nicht die Kirche reformieren, sondern heiraten! Ist also unser eigener Glaube auf Fels oder auf Sand gebaut (vgl. Mt 7,24-27)?

Bedenken wir: Glaube kann tot sein, d.h. durch die Sünde aus der Gnade fallen, aber er bleibt immer noch Glaube, und er wird dem Gewissen keine Ruhe lassen, bis er es zur Bekehrung treibt. Denn der Kern des Glaubens, das, was jeder glauben muss, ist nach Hebr 11,6: «Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen; denn wer zu Gott kommt, muss glauben, dass er ist und dass er denen, die ihn suchen, ihren Lohn geben wird.»

Was aber, wenn trotz aller kämpferischen Bekenntnisse der eigene Glaube, also jene übernatürliche Zustimmung zur Offenbarungslehre und nicht nur die eigenen Äußerungen gegenüber anderen, schwach geworden ist? Wenn man also z.B. nur noch glaubt: «Gott ist, und er gibt mir recht!» Oder: «Gott ist, und er nimmt mich an, wie ich bin.» Oder wenn die eigenen Taten nur einen Schluss zulassen: Sein Glaube ist offensichtlich doch nur ein Lippenbekenntnis. Wenn also z.B. bei der Zelebration die Andacht fehlt, wenn die Gebete nur noch hastig und gedankenlos verrichtet werden, wenn schon die äußere Erscheinung nach Aufmerksamkeit heischt, anstatt zu Gott zu führen?

Die Bemächtigung Gottes

Bis zu diesem Punkt unserer Erörterungen haben wir vor allem nach uns selbst gefragt. Denn ohne innere Bekehrung gibt es keine Erneuerung der Kirche. Das wird zwar in vielen Verlautbarungen immer wieder betont, aber dadurch ist es noch nicht in die Tat umgesetzt.

Nun können wir auch weiter danach fragen, was wir bereits oben bemerkt haben: Wenn ein Verkünder auch heiligmäßig und dem katholischen Glauben treu ergeben ist, seine Verkündigung bleibt doch oft genug fruchtlos. Was also ist mit den Hörern? Warum greifen wir da oft wie in Watte, warum bekommt man die Menschen auf seltsame Weise nie so zu «packen», dass sie wenigstens einmal im Leben den Ernst der Glaubensentscheidung begreifen? Warum etwa kommt es selbst dann, wenn jemand den Tod vor Augen hat oder den Verlust eines Nahestehenden betrauert, so selten zu Bekehrungen? Oder warum geht der Sog in Mischehen (und ich meine hier auch die zwischen einem glaubenseifrigen und einem lauen Christen) auf Dauer meistens in Richtung Laxismus und nicht in Richtung Eifer? Warum ist unsere Zeit so taub gegen die Stimme Gottes und der Kirche?

Gott ist allmächtig. Er ist der Herr der Welt. Wir sind berufen, ihn zu ehren, ihm zu dienen und dadurch unser Heil zu wirken. Das sind die ersten Wahrheiten des Katechismus. Unsere Zeit soll nicht schwarz gemalt werden. Aber sie hat doch einen Grundwert, der so etwas wie eine Staatsreligion (Peter Berger) geworden ist, eine Herrscherstatue, vor der auf allen Plätzen und an allen Orten Weihrauch gestreut wird: die Selbstbestimmung. Ein Kleinkind hat noch nicht sprechen gelernt, da begreift es schon: In dieser Welt muss man schreien, dann verschafft man sich Gehör. So kann man – sicher sehr groß

gesprochen – unterscheiden: Traditionelle Gesellschaften bauten auf dem Gehör auf, moderne auf dem Geschrei. Traditionell musste jeder lernen zu hören, zu horchen und zu gehorchen. Es war eine Ordnung vorgegeben, es gab Stände, es gab Pflichten, es gab Traditionen und Benimm. Da fiel es leichter, im Glauben auch eine Ordnung Gottes anzuerkennen: Die metaphysische Seinsordnung der Philosophie, die Stufung des Seins von der unbelebten Natur über Pflanzen und Tiere bis zum Menschen, ihn aber wiederum überschreitend die Ordnungen der Engel und zuhöchst Gott selbst, das «ipsum esse subsistens».

Ebenso war die sittliche Pflichtenordnung etwas, was man vielleicht im Einzelfall nur unter Stöhnen trug, aber was man im Grundsatz als das verstand, was es war: der Blutkreislauf des menschlichen Miteinanders, also die Bedingung der Möglichkeit ihres Lebens. Die Zeit des Gehörs also – das galt schon im buchstäblichen Sinn: Die Mucksmäuschenstille in einem Klassenraum einer Volksschule war beinahe sprichwörtlich. Im 19. Jahrhundert galt als Grundregel der Erziehung: Bis zum 5. Lebensjahr soll ein Kind gelernt haben, ohne Widerspruch zu gehorchen. Was bedeutete das für die Verkündigung? Wer innerhalb der Ordnung das Amt des Lehrens innehatte – und das war unmittelbar eben zuhöchst der Pfarrer –, dessen Wort besaß Autorität. Natürlich soll man diese alte Welt nicht verklären:

- Wie in jeder irdischen Ordnung gab es auch Konflikte, gab es Reibereien – jede Dorfchronik ist voll von teilweise rüden Auseinandersetzungen der Bauernschaft mit dem Pfarrer um die Pfründe und Abgaben.

- Dass die Predigt die Menschen wirklich zu Heiligen gemacht hätte oder auch nur zu einigermaßen guten Christen, war ebensowenig garantiert. Vieles ging zu einem Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus.

- Und gerade traditionelle Gesellschaften kannten auch Traditionen der Sünde: Denken wir an die Lächerlichkeit des Duells bei beleidigter Ehre, gegen das die Moralthologen und Beichtväter jahrhundertlang vergeblich Sturm liefen, oder denken wir an Rowdytum, an Besäufnisse und sexuelle Übergriffe in Stadt und Land, und das gewiss nicht nur in Bayern...!

Dennoch hat all dies in der Regel nicht die Ordnung und Autorität selbst in Frage gestellt. Man hatte gesündigt, aber man wusste auch, dass es Sünde war, und beichtete es, wenn auch vielleicht erst in der Sterbestunde. Das ist der Unterschied zwischen der «transgressio legis» – der Tatsünde, die es seit Adam gibt und die es bis zum Jüngsten Tag geben wird – und dem «contemptus legis», der eigentlichen Infragestellung der Ordnung selbst. Diese begann großflächig und systematisch erst in der Neuzeit; heute ist sie Allgemeingut geworden. Das ist unser Problem.

Traditionell also die Zeit des Gehörs, heute dagegen die Zeit des Geschreis. Auch hier fällt es nicht schwer, dies zunächst buchstäblich zu verstehen. Wir leben in einer lauten, lautstarken, Stärke durch Lautstärke beweisenden Zeit. Der Cabrio, der mit voller Dröhnung und 120 Stundenkilometern durch die Ortschaft braust, das ist «stark». Das Fest, das Event, das alle Rekorde schlägt und alle Grenzen bricht, zumindest in der Wattzahl der Verstärkersysteme – ein wirklich herzliches, von Herzen kommendes Lachen wird man an diesen Orten oft vergebens suchen.

Es gibt beinahe keine Reservate der Stille mehr und manche brauchen selbst bei der Meditation noch Meditationsmusik. Hitler hat die Massen gefangen durch den Volksempfänger – das Gefühl, dass seine Stimme bis in die letzten Winkel dringt. Doch im heutigen «global village»

sind solche Methoden angesichts von Facebook, Twitter und Internet-Telephonie wie *peanuts*.

Aber wir wollen uns nicht bei den Auswüchsen aufhalten. Die Zeit des Geschreis hat sich ihre eigenen Ordnungen geschaffen und diese verstehen sich eben als Form der Selbstbestimmung. Im Familienrecht z.B. hat dieser Grundwert längst alle Gesetze novelliert:

- Das Scheidungsrecht baut auf das Zerrüttungsprinzip: Die Aussage «Ich halte es in dieser Ehe eben nicht mehr aus» wird zum Rechtsprinzip.

- Das alte «*ius in corpus*» ist abgelöst von der sexuellen Selbstbestimmung auch in der Ehe; konsequenterweise gibt es auch den Straftatbestand der Vergewaltigung in der Ehe.

- Ebenso wird bei einer Trennung und Scheidung ein Kind entsprechend seinen eigenen Wünschen, also dem vermuteten Kindeswohl, zu Vater oder Mutter gegeben.

- Und schließlich kennen alle Staaten inzwischen rechtlich anerkannte – also genauer gesagt mit Steuer- und Rechtsprivilegien ausgestattete – cheähnliche Lebensgemeinschaften gleichgeschlechtlicher Partner. Auch hier überlässt der Staat es den Einzelnen, selbst zu definieren, was eine Ehe ist.

Die Besitzergreifung der Religion

Was bedeutet das für Glaube, Kirche und Religion? Selbstbestimmung lässt sich definieren als das Recht auf freie Verfügung über all das, was die eigene Person und Lebensführung betrifft. In diesem Sinn wird nun aber auch die Religion dem Selbst einverleibt. Jeder Einzelne baut sich ein Verhältnis zur Religion auf, das sich als Besitz und als freie Verfügungsgewalt beschreiben lässt. In einer Umfrage «Was glauben die Deutschen?» vor

einigen Jahren fand die folgende Aussage die höchste Zustimmung: «Ich glaube an Gott, aber nicht so, wie es die Kirche lehrt.» D.h. die Menschen entwickeln durchaus religiöse Bedürfnisse – der eine mehr, der andere weniger. Aber sie gehen davon aus, dass ihnen dafür Angebote gemacht werden, aus denen sie auswählen, die sie sich aneignen und die sie dann in selbstbestimmter Art und Weise gebrauchen, ja verbrauchen können. Dieses selbstbestimmte Verhältnis zur Religion ist vielen Menschen so selbstverständlich, dass es ihnen gar nicht erst einfällt, es zu hinterfragen. Es ist zur neuen Volksreligion geworden.

Machen wir diesen Vorgang an einem Beispiel anschaulich. Liebe, Ehe und Familiengründung wecken bei nicht wenigen religiöse Gefühle: die Sehnsucht nach Segen, nach Lebensglück und Bewahrung der Liebe. Um nun eine Trauung zu begehen, finden sie tausenderlei Angebote zur Gestaltung, angefangen von der Brautmode bis hin zur nie dagewesenen Hochzeitsreise. Wenn sie mit einem gewissen Bezug zum Christentum aufgewachsen sind, regt sich auch bei Kirchenfernen nun nicht selten ein tieferes religiöses Bedürfnis. Gewiss, es ist diffus, es ist weniger am Dogma als an Kirchenglocken und dem «Ave Maria» ausgerichtet. Wenn sie nun auf den Pfarrer zukommen, dann unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass auch dieser ihnen ein religiöses Angebot macht, das ihren Vorstellungen entspricht. Wenn Ort und Termin vereinbart sind, beginnt erst der eigentliche Prozess der Aneignung. Das Paar macht sich mit Feuereifer an die Gestaltung des Gottesdienstes, «ihres» Gottesdienstes, wie sie ihn selbstverständlich nennen. Ich brauche hier nicht das Panoptikum der Gestaltungselemente einer heutigen kirchlichen Trauung aufzurollen, das jeder Praktiker kennt – und fürchtet. Entscheidend ist

nur der eine Punkt: Die beiden machen sich die Liturgie zu eigen, und das heißt eben: Sie fühlen sich frei, sie so lange zu transformieren, bis sie ein Ausdruck ihres ganz persönlichen Geschmacks wird. (Seien wir ehrlich: Von nicht wenigen Seelsorgern werden sie dazu auch geradezu hemmungslos ermuntert und kirchentreuen Pfarrern wird dann ihr Veto bei manchen Auswüchsen als Strenge und Mangel an Menschenfreundlichkeit ausgelegt.) Die Liturgie ist für das Brautpaar die Bühne, auf der es das Stück seines Lebens aufführt. Und zuletzt ist der Gebrauch tatsächlich verbraucht: Vom Gottesdienst bleiben den Leuten die Fotos und dem Mesner die Reiskörner und trotz aller Beteuerungen «Es war herrlich!» wird man die beiden bis auf Weiteres nicht mehr in der Kirche sehen. Das ist Besitzergreifung der Religion.

Selbstbestimmung, Besitzergreifung, Transformation nach den eigenen Bedürfnissen, ein gebrauchend-verbrauchendes Verhältnis zur Religion, dieses Verhaltensmuster macht auch vor dem Gottesbild nicht halt. Auf radikale Weise kommt der Glaube nun nicht mehr vom Hören (Röm 10,17), sondern vom Gebrauchen. «Damit kann ich etwas anfangen, das (oder der) ist gut zu gebrauchen», das ersetzt die eigentliche Glaubenszustimmung, den *assensus fidei*. Man findet nichts dabei, dass man sich das Gottesbild so modelt wie manch ein moderner Künstler, nämlich bis es zur Unkenntlichkeit entstellt ist.

Schibboleth dieser Veränderung ist es, dass aus dem Glauben der Menschen, ja selbst vieler Verkünder der zweite Halbsatz jenes zitierten Verses aus dem Hebräerbrief ersatzlos gestrichen ist: «[...] dass er denen, die ihn suchen, ihren Lohn geben wird.» Gott ist nicht mehr der Vergelter, man muss sich nicht vor ihm verantworten, und es gibt kein Gericht und keine ewige Verdammnis – hören wir daraufhin etwa die Ansprachen zur Beerdigung

an! An die Stelle dessen tritt Gott als Aura des Selbst, als innere Kraft, als kosmische Energie, als jenes Wesen, das der Banalität der Welt eine höhere Weihe verleiht, und als großer Wiederverzauberer der Welt. Wenn Selbstbestimmung der Grundwert ist, dann lautet ihr religiöses Credo: «Gott nimmt jeden an, wie er ist.»

Damit sind wir wieder bei der Verkündigung angelangt. In einer Zeit der Selbstbestimmung wird sie nicht als Lehre, sondern als Angebot wahrgenommen. Sie ist eine Stimme unter vielen und man greift sich das heraus, was man gebrauchen kann. Meist rebelliert man gar nicht sehr gegen einzelne Aussagen, sondern lässt sie stillschweigend unter den Tisch fallen, weiß man doch: «Wes Brot ich ess, des Lied ich sing: Der Herr Pfarrer muss das sagen, er ist ja von der Kirche.» Das ist die Ursache für den eigentlichen Autoritätsverlust: nicht der Verlust an gesellschaftlicher Macht, sondern der Verlust der Rolle des Lehrers und Propheten, die eingetauscht wurde gegen die des Anbieters und Stimmungsmachers. Auch hier darf ich mir ersparen, Beispiele zu nennen – vergleichen wir nur das Auftreten manchen Priesters in der Liturgie und vergleichen es mit seiner Erscheinung in der traditionellen Liturgie: Hat es nicht häufig an Würde verloren?

Verkündigen in einer Zeit der Selbstbestimmung

Wir können unsere Zeit nicht radikal verändern, wir können uns auch nicht aussuchen, in welcher Zeit wir die Menschen zum Heil führen sollen. Wir können nur erkennen: «Es gibt viel zu tun, packen wir's – mit Gottes Hilfe – an!» Aber wo können wir einigermaßen Erfolg versprechend ansetzen? Ich nenne drei pastorale Vorgehensweisen:

1. Der Religionssoziologe Peter Berger rät, die Relativierer zu relativieren. Die Kirche und ihre Priester müssen das *prophetische Amt* neu entdecken. Und wenn sie wie Elia allein gegen 500 Baalspriester stünden, wenn sie nur tief gläubig wären und dann die Gottesprobe wagten: «Ihr, die ihr hin und her schwankt, mit welchem Glauben kann man denn wirklich leben und wirklich sterben? Mit dem selbstgemachten oder mit dem von Gott geoffenbarten?» Wir brauchen also als Kerygma den Aufruf: Es ist ernst und darum gilt es, sich zu entscheiden. Das ist ja die Pointe der Vorstellung von der neuen Evangelisierung, dass kulturell Gläubige begreifen, was der Herr von ihnen verlangt: «Kehrt um und glaubt an das Evangelium!» (Mk 1,15).

2. Innerkirchlich die vielleicht größte Belastung für alles Wirken ist der *Verlust an Vertrauen*. Kardinal Francis Stafford hat dies einmal lebhaft beschrieben, wie er in den heißen Wochen des Sommers von 1968, in den Tagen nach der Veröffentlichung von «*Humanae vitae*», bei den erhitzten Debatten unter Priestern begriffen hat: Wir können einander nicht mehr vertrauen.¹⁰⁸ Vertrauen, dass jeder bei allen persönlichen Schwächen und Grenzen doch grundsätzlich zur Kirche und zu ihrer Lehre steht.

Bemerkenswert waren in diesem Jahr in Deutschland angesichts des Aufrufs der Politiker und des Memorandums der Theologen die offiziellen Beschwörungen: Man darf niemandem das Katholischsein absprechen. Nun trifft sicher zu, dass die formelle Häresie z.B. in Fragen des Frauenpriestertums oder des sechsten Gebotes erst im hartnäckigen Festhalten an Aussagen gegen die *fides divina*

408 James Francis Stafford, The Year of the Peirasmòs 1968 (www.catholic-newsagency.com [Zugriff: 1. August 2011]).

et catholica trotz Ermahnung durch die kirchlich Autorität besteht. Und gewiss ist der Ton der Auseinandersetzungen nicht selten durch einen Mangel an Verstehen und durch Übertreibungen und Entstellungen geprägt. Dennoch bleibt das Problem bestehen: Es gibt keine Einigkeit mehr in der Verkündigung. Die Kirche spricht nicht mit einer Stimme – und das bis in die Schulbücher und Verlautbarungen hinein. Das ist fatal. Denn dadurch wird die Stimme der Kirche von den Menschen eben auch nur als die Stimme einzelner, etwas altmodischer und seltsam eifernder Priester wahrgenommen: «Ihr Nachbarpfarrer sieht das ganz anders!» Wenn die Leute freundlich sind, dann sagen sie ihm: «Wenn das für Sie wahr ist und Ihnen hilft, ist das ja schön, aber ich sehe das eben anders.»

Selbst im Theologiestudium stelle ich oft fest, dass Studenten in heute umstrittenen Fragen gar nicht mehr dem Argument und damit der objektiven Wahrheit zugänglich sind, sondern irgendwann einfach abwinken: «Für mich ist das eben anders!» Bedenken wir, wie viel machtvoller, ja unausweichlicher der Wahrheitsanspruch der Verkündigung wäre, wenn die katholische Stimme keine Kakophonie darstellte, sondern mit einer einzigen Stimme spräche – «una voce clamantes»!

In den USA hat es vor Jahren den bemerkenswerten Versuch gegeben, das verlorene Vertrauen wiederherzustellen. Der Kardinal von Chicago, Joseph Bernardin, initiierte das «Catholic Common Ground Project». Die Durchführung war vielleicht nicht in allem gelungen, aber der Sache nach brauchten wir etwas Ähnliches: die Vergewisserung des gemeinsamen Grundes, auf dem wir stehen, also etwa in der Gestalt des «Katechismus der katholischen Kirche». Auf dieser Grundlage plädiere ich für eine grundlegende Erneuerung der Katechese auf den drei folgenden Säulen:

• **Katechismus:** Es braucht eine zugleich fassliche wie klassische Zusammenfassung des Glaubens für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Unübertroffenes Vorbild dafür sind für mich bis heute der kleine und der große Katechismus des hl. Robert Bellarmin.⁴⁰⁹

• **Kerncurriculum:** Ein Bistum braucht einen verbindlichen Katecheseplan, und darin muss sicher nicht alles haarklein festgelegt werden, wohl aber – vergleichbar einem Lehrplan – die wesentlichen Inhalte von Glauben und christlichem Leben in organischem Zusammenhang dargeboten werden.⁴¹⁰

• **Kontinuierliche Katechese:** Angesichts der massiven Gegenkräfte hat ein Glaubensleben in der Regel nur dann eine Überlebenschance, wenn Katechese nicht nur punktuell zur Erstkommunion und Firmung ansetzt, sondern wenn sie wenigstens über einige Jahre hinweg die Fundamente legt und sichert.

Wohlgermerkt, es geht beim «common ground» nicht sozusagen um innerkirchliche ökumenische Konsenspapiere, die sich wortreich gegenseitig bestätigen, dass der andere doch irgendwie auch katholisch sei. Nein, es geht um die Bekehrung zur Wahrheit, zumindest seitens der Priester. Man kann nicht Priester sein und einzelne Lehraussagen leugnen oder auch nur ignorieren.

3. Die letzte Frage lautet: Ist es grundsätzlich möglich, auch *im Rahmen der Selbstbestimmung das Evangelium hörbar* zu machen? Theologisch müssen wir ohne Einschränkung antworten: Ja, denn der *assensus fidei* kann ja letztlich gar nicht anders als frei gegeben werden. Was wir immer

409 Robert Bellarmin, Katechismen. Glaubensbekenntnis. Vater Unser. Übersetzt und herausgegeben von Andreas Wollbold, Würzburg 2008.

410 Vgl. Volker Malburg, Glauben lernen?! Die vier Hauptstücke der Katechese (= Studien zur Spiritualität und Seelsorge 1), Regensburg 2010.

wieder kritisieren, ja *ad absurdum* führen müssen, ist der Besitzanspruch, die Geste der Aneignung Gottes. Das sind Götter von Menschenhand und solche Götter können nicht retten. Bei aller Verkündigung also müssen wir immer wieder verständlich machen: «Tua res agitur.» Der Glaube nimmt dem Leben nichts – gerade da, wo er Grenzen setzt und Opfer kostet –, sondern führt es erst wirklich zu sich. Theologisch ist die gesamte Handlungstheorie keines Geringeren als des hl. Thomas von Aquin auf die Selbstverwirklichung der Natur bzw. der übernatürlichen Begnadung des Menschen gebaut. Und praktisch-theologisch versteht sich die klassische Rhetorik als *ars persuadendi*, also einfach als die Kunst, Menschen dazu hinzuführen, dass sie Überzeugungen annehmen, die sie zuvor nicht hatten, und dafür methodisch die richtigen Schritte anzugeben.

Zum Schluss eine persönliche Überzeugung: Der traditionellen Liturgie wird bei diesem Werk eine zentrale Aufgabe zukommen. Denn sie verkörpert wie nichts anderes auf dieser Welt die Theozentrik, die Herrschaft Gottes und die Ordnung der Welt unter seinen Augen. Das schließt das pastorale Anliegen der *participatio actiosa* der neuen Liturgie nicht aus, aber es zeigt ihm die Quelle in Gott und der Anbetung und bewahrt sie darum davor, der Logik der Aneignung und des Gebrauchs zu erliegen.